

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 222.

Montag, 23. September.

1929.

(12. Fortsetzung.)

Der neue Inspektor.

Roman von Robert Misch.

(Nachdruck verboten.)

Platen zuckte schweigend die Achseln.
„Das ist mein Geheimnis.“

Na also, das scheint es ja zu sein, dachte der Alte; und plötzlich kam ihm wieder eine Idee. Maltenitz hatte jahrelang einen verheirateten Inspektor gehabt, der schließlich dort gestorben war. So einer war sehhaft. Und da es mit seinem Sohne nichts war, er immer älter wurde, die Arbeiten und Geschäfte immer größer, Platen aber wirklich ungewöhnlich tüchtig war, so konnte man den Inspektor vielleicht auf diese Weise dauernd fesseln.

„Na, nu hören Sie mal zu, lieber Platen! Ein Vorschlag zur Güte! Mir ist da unter der Hand Beulwitz billig angeboten worden. Graf Lettenbach braucht Geld; wahrscheinlich hat sein Ältester bei den Gardehusaren Spielschulden gemacht . . . Heiraten Sie Ihre Braut . . . Ich sehe Sie dann auf Beulwitz hin . . . Ihre Frau — hoffentlich ist sie vom Lande — übernimmt die Milchwirtschaft und das Geflügel. Ich bezahle Sie glänzend . . . Was meinen Sie zu der Idee?“

Platen schaute ihn groß an. Nun war er so deutlich geworden und der Alte verstand ihn noch immer nicht. So mußte er ihn denn mit der Nase darauf stoßen.

„Sie sind sehr gütig, Herr Ökonomierat. Aber Sie irren sich — ich habe keine Braut irgendwo sitzen.“

„Aber ein Frauenzimmer steht doch dahinter?“

Platen stellte sich sehr verlegen, dann sagte er leise: „Das will ich nicht leugnen. Aber gerade deshalb . . .“

„Das verstehe ich nicht! Oder, Herr — in drei Teufelsnamen — Sie, na nu wird's Tag — Sie haben sich doch nicht etwa in meine Tochter verliebt . . .“

„Herr Ökonomierat, das — das ist mein Geheimnis!“

Die Phrase erschien ihm sehr passend, darum wiederholte er sie zum zweiten Male.

Der Alte sprang wütend auf. Solche Frechheit! Das war doch stark!

„Ah was — Ihr Geheimnis! Sie sind verrückt! Sie haben sich doch nicht etwa verstanden, meiner Tochter zu sagen . . .“

„Herr Ökonomierat“, sagte Platen feierlich und blieb ihn dabei so offen und treuerzig an; als sei kein Falsch in ihm, „ich weiß, daß ich ein armer Teufel bin — das heißt, einiges Vermögen habe ich ja. Aber wie würde ich mich unterstehen . . . Ich hätte dies Geheimnis still in mir vergraben, wäre still und ruhig meines Weges gegangen. Sie haben mich gezwungen, Ihnen . . . Ich bitte, sagen Sie kein Wort des Vorwurfs, das verdienen ich nicht! Was kann der Mensch für die Liebe! Ich werde gehen und damit ist die Sache abgetan, tot und begraben. Ihre Tochter wird nie erfahren . . .“

Der Ökonomierat sank beruhigt auf seinen Stuhl zurück. Dann paßte er nachdenklich und schweigsam vor sich hin. Eine ganz verfluchte Geschichte! Schon einmal hatte er einen Inspektor deshalb fortshicken müssen.

„Gut, gut! Ihre Gefühle gehen mich natürlich gar nichts an, da haben Sie recht! Und Sie scheinen sich ja auch ganz vernünftig benommen zu haben. — Nu will ich Ihnen mal was sagen: Haben Sie so lange aus-

gehalten, dann können Sie auch noch ein paar Tage oder Wochen hierbleiben, bis der Winter kommt oder ich 'nen neuen Inspektor habe. Natürlich will ich Sie dann nicht länger halten. — Aber das bitte ich mir aus: Merken darf meine Tochter nichts. Sie können gehen, sobald ich Sie entbehren kann. Und jetzt reiten Sie, bitte, nach dem Vorwerk hinaus!“

Er gab ihm seine Aufträge, als ob nichts geschehen sei. Platen zog sich etwas verwirrt zurück. Hatte er nun klug oder dummkopfisch gehandelt? Er wußte es selbst nicht.

Vom Schwager aus Berlin war die erwartete Antwort eingetroffen. Er sei mit seiner Frau ernstlich zu Rate gegangen, was in diesem Falle zu tun sei, ob er in die väterliche Gewalt eingreifen dürfe. Aber Fritz sei kein Knabe mehr und fest entschlossen, nicht wieder nach Tressin zurückzukehren, eher einen Gewaltstreit zu begehen. Er rate seinem Schwager dringend ab, dies erzwingen zu wollen. Er solle den Jungen ruhig unter seiner Obhut lassen, denn Fritz scheine wirklich sehr begabt, lernbegierig und willig. Seine Kenntnisse seien zwar lückenhaft, aber vielseitig — er müsse viel gelesen und gedacht haben. Bis Prima sei er ja übrigens gekommen.

„In anderthalb bis zwei Jahren hoffe ich“, schrieb der Professor weiter, „ihn durch privaten Unterricht, den ich und einige Freunde ihm erteilen werden, zur Matura vorzubereiten. Wenn er dann mit 21 Jahren die Universität bezieht, so ist das früh genug. Was er studieren will, wird sich finden. Er hat künstlerische, ästhetische Neigungen, aber auch Liebe zur Wissenschaft und zur Erkenntnis. Meines Erachtens nach kann er mal als Literatur- oder Kunsthistoriker etwas Tüchtiges, vielleicht Bedeutendes werden. Und da er nicht auf Broterwerb angewiesen ist — denn ich nehme an, Du wirst Dich eines Tages mit dem Beruf Deines Sohnes auskönnen, sobald er Dir gezeigt hat, daß es nicht nur kindische Laune ist, die ihn forttrieb. Nach meiner Meinung hast Du ihn viel zu streng behandelt.“

Was die materielle Frage betrifft, so will ich gern die Studienkosten tragen und auch ferner alle Pflichten übernehmen, so lange Du Dich nicht auf die deinen befinnst. Da wir keine Kinder haben, und ich nur ganz entfernte wohlhabende Verwandte, so war dem Jungen doch ein Teil unseres Vermögens zugedacht; und so spielt das kein Hindernis . . .“

Der Ökonomierat erwiederte kurz, daß er dabei beharren müsse: der Junge, der sich der väterlichen Gewalt gegen seinen Willen entzogen, existiere vorläufig nicht mehr für ihn. Was später würde, könne er jetzt noch nicht sagen. Darauf kam eine kurze Antwort, es sei gut. Fritzens Unterricht hätte bereits begonnen.

Der Inspektor war also geblieben, erfüllte seine Pflicht und mehr als das. So oft als möglich mied er die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, hielt sich überhaupt in jeder Beziehung reserviert.

Der junge Mann benahm sich wirklich recht anständig, das mußte der Ökonomierat selbst eingestehen. Er beobachtete die beiden genau, aber Lisbeth schien

wirklich keine Ahnung zu haben. Nie sah er sie beisammen, nie miteinander sprechen.

Bis zum Winter wollte er Platen auf jeden Fall behalten; dann konnte er gehen. Bis dahin mußte er einen neuen Inspektor haben. Denn wenn er Beulwitz kaufte, war das unbedingt nötig. Freilich, einen solchen Landwirt, der noch dazu so ausgezeichnet mit den Leuten umzugehen verstand, den bekam er nicht so leicht wieder.

Der Ökonomierat ritt einige Tage später an einem schönen, klaren Herbstmorgen nach der Ziegelei hinaus, während er sich solche Gedanken wieder durch den Kopf gehen ließ.

Lisbeth sollte überhaupt nicht heiraten. Er brauchte sie nötig, und er wollte kein Mitgift geben. Er wußte momentan nicht einmal, woher er die geforderte Anzahlung von dreißig- bis vierzigtausend Mark für Beulwitz nehmen sollte. Er hatte viel Geld in die Brennerei und die Ziegelei gesteckt und neue Maschinen angeschafft.

Es war eigentlich ein Unsinn, daß er sich diese Last auch noch aufslud, da Fritz die Güter doch nicht bewirtschaften würde. Nach seinem Tode würden seine Kinder doch alles verkaufen, was er zusammengescharrt hatte.

Aber Beulwitz wurde ihm billig angeboten, Lettenbach wollte wohl keinen neuen Nachbar haben. Es grenzte an sein Vorwerk, hatte prachtvollen Boden und eine Tonerde, die er für seine Ziegelei gebrauchen konnte. Und dann hatte er nun mal den „Landhunger“.

Plötzlich zog er mit einem Ruck die Zügel an, daß der Gaul den Kopf hochwarf und stehenblieb. Ihm war da plötzlich eine Idee gekommen, eine ganz verrückte, über die er selbst lachen mußte — und er lachte auch dröhrend, daß der Braune die Ohren spitzte.

Wenn der Inspektor sein Schwiegersohn wurde, dann brauchte ja Lisbeth gar nicht von ihm fortzugehen und der Inspektor auch nicht. Alles blieb, wie es gewesen war. Sie würden zusammen wohnen und gemeinschaftlich speisen wie bisher. Und der Inspektor bekam natürlich kein Gehalt mehr als sein Schwiegersohn, höchstens ein Taschengeld. Und was das Schönste war, er brauchte keine Mitgift zu geben, nicht mal eine Aussteuer, da kein Haushalt neu einzurichten war.

Und — Donnerwetter — noch eine Idee! Platen hatte ja etwas Vermögen, dreißig- bis vierzigtausend Mark nach seiner eigenen Angabe.

Die mußte er als Anzahlung auf Beulwitz hergeben, als unkündbare Hypothek auf das Gut. — Donnerwetter, das wäre ein Spaß! Dann bekam ja gewissermaßen er selbst die Mitgift von seinem Schwiegersohn ausgezahlt. Hellauf lachte er bei dem Gedanken.

Aber es ging doch nicht. Eine solche Partie ... Doch weshalb eigentlich nicht? Alles klappte so vorzüglich. Wenn dann Kinder kamen, ein Junge, dann war doch ein Erbe für das Gut da. Schließlich — Platen stammte aus einer anständigen Familie, hatte studiert. Er selbst war ja auch nur ein kleiner Anfänger gewesen mit einem kleinen Kapital.

Je mehr er sich die Sache überlegte, je unnehmbarer erschien sie ihm. Wenn Lisbeth Platen heiratete, hatte er sie beide fest im Zügel. Abtreten würde er ihnen natürlich nichts, das wäre Bedingung. Er hatte kein Talent zum König Lear. Sie müßten warten, bis er tot war. Und das würde hoffentlich noch dreißig Jahre dauern. So lange mußten sie bei ihm bleiben, durften nicht müssen, sich nicht auslehnen, da sie kein Geld hatten und ihn beerben wollten.

Lisbeth war ja bisher ein ganz folgiges, gehorchaßes Kind gewesen. Aber das böse Beispiel von Fritz ... Wenn sie sich nun eines Tages — je älter sie wurde, je leichter konnte das passieren — in irgend einen armen Schlucker, einen Künstler oder Assessor, verliebte, dem die fette Erbschaft, auch wenn er darauf warten mußte, in die Augen stach. Er hatte genug Mühe gehabt, es bisher zu verhindern.

In wenigen Jahren brauchte sie seine Einwilligung nicht mehr. Den Vater hoffte man dann später zu ver-

söhnen, wenn erst Kinder kämen. Dann hatte er das Nachsehen, konnte hier auf seine alten Tage allein hausen und Geld hergeben, wenn sich die Not einstellte. Denn Verschwender waren sie ja alle, diese jungen Leute.

Alles das wurde dann vermieden. Aber am meisten imponierte ihm doch die Idee mit der umgelehrten Mitgift.

Donnerwetter, wenn er das zustande brächte — anders gäbe er sie ihm einfach nicht —, das wäre ein Meisterstreich, den ihm einer nachmachen sollte!

In diese Gedanken verloren gab er seinem Gaul, der noch immer stillstand, Schenkelsdruck und ritt zur Ziegelei.

Als vorsichtiger Mann, der er in allen geschäftlichen Dingen war — und eine Heirat war in seinen Augen ein Geschäft wie ein anderes —, zog der Ökonomierat zunächst Erfundigungen über Platen, über seine Familie und Vermögensverhältnisse ein.

Sie bestätigten alles, was ihm der junge Mann so nah und nach von sich erzählte. „Gute Königsberger Familie — Vater Fabrikant, vor zehn Jahren gestorben, Mutter bald darauf, — sonst keine näheren Verwandten vorhanden.“

Ein „beträchtliches“ Vermögen sei hinterblieben, meldete die eine Auskunft, während die andere nur von „guten Verhältnissen“ berichtete, in denen der Erbe zurückgeblieben. Genaueres sei nach so langer Zeit darüber nicht mehr zu ermitteln.

Nun, jedenfalls stimmte wohl eher die zweite Auskunft. Sonst hätte sich der junge Herr wohl schon längst selbstständig gemacht. Mit seinem kleinen Vermögen könnte er freilich heutzutage nicht viel anfangen; die Hypothesen hätten ihm alles weggefressen.

Gerade so einen Schwiegersohn, der von ihm abhängig war, brauchte er aber. Und er war jetzt fest entschlossen, die Sache ins reine zu bringen. Aber vorsichtig — und alles mußte schriftlich abgemacht werden, damit er ihn ganz fest hatte.

(Fortl. folgt.)

Kehrhaus auf dem Land.

Von Serena Flohr.

Man hatte den Sommer mit seinen verschwenderischen Herrlichkeiten, seinen Vorzügen und Launen durchlebt. Man hatte prächtige Sonntage genossen und trübe Regentage überstanden, man hatte sich ausgeruht, erholt, gefräßigt, man war rot oder braun geworden und hatte, je nach Wunsch zu- oder abgenommen. Man war faul im Grase gelegen oder war auf alle möglichen Gipfel gestiegen, war unzählige Male durch den See zur grünen Halbinsel hinübergeschwommen, und hatte im Liegestuhl die Bücher gelesen, die man gerade kennen mußte. Die Kinder hatten gespielt, getollt, geturnt, die größere männliche und weibliche Jugend hatte zusammen Sport getrieben und, wenn gerade Zeit übrig blieb, auch ein bisschen geflirtet. Die Erwachsenen hatten unter schattigen Bäumen Bridge gespielt und mit sanftem, liebenswürdigem, nur ein ganz klein wenig boshaftem Lächeln interessanten Klatsch weitererzählt, und die Alten — ach, nein, ich vergaß, alte Leute gibt es ja heutzutage nicht mehr!

Ja, — das alles hatte man getan, des Zeitvertreibs, der Gesundheit, der Mode wegen, — wochenlang. Man war sündhaft dentfaul, schob alles, was nur ein bisschen nach Unannehmlichkeit aussah, weit von sich, las die Zeitung bloß ganz oberflächlich, schrieb wenige Worte auf Ansichtskarten als Antwort auf lange Briefe und dachte an die Stadt, wie an etwas unendlich Fernes, das einen gar nichts angeht, zu dem man gar keine Besitzungen hat.

Aber dann wurden die Tage kühler und kürzer, die Abende brachen früher herein und vor dem Fenster stand eine erbarmungslos dunkle Nacht. Man schaute hinaus und erinnerte sich mit einem Male der hellerleuchteten Straßen in der Stadt mit den lockenden und werbenden Schaufenstern der großen Kaufläden, und die eigene Wohnung, die man zu Beginn des Sommers so gerne verlassen hatte, erstand vor einem in all ihrer Behaglichkeit, so daß man fast eine leise Sehnsucht nach ihr verspürte.

Trotzdem fiel das Abschiednehmen von Wasser, Wiese, Feld, Wald und Berg, von Lust und Weite schwer. Man winkte und grüßte zurück aus dem Wagen, der einen zur

Bahn bringen sollte, man hielt Riesensträuse der lustigen Blumen aus den kleinen Bauerngärten vor sich auf dem Schoß, man ermahnte die Kinder, stille zu sitzen, und würgte den winselnden Hund mit dem Halsband und warf zuletzt noch einen wehmütigen Blick auf das kleine, spitzgiebelige Haus, in dem man gewohnt, wo man in kurzen Betten auf mächtigen Federkissen geschlafen und auf dessen braunem Holzbalkon, mitten zwischen roten Geranien, vielfarbenen Petunien und süßduftenden Hängenellen man ohne Hast Kaffee getrunken und dazu dicke Butterbröter mit goldgelbem Honig gegessen hatte.

Vorbei mit dieser Idylle, — eilig und drängend rief die Stadt! Schule, Amt, Kanzlei, Geschäft, Haushalt warteten, es galt, wieder flink und rasch zu sein, im Denken, im Tun, im Atemholen, in allem.

Dieweil am Lande Ruhe und Stille einzogen. Auch oben am See war es ganz anders geworden. Nur einige Nachzügler waren noch gesommen. Der Professor, der müde von sommerlichen Kongreßfahrten, mit seiner beschleierten, unscheinbaren Frau ein paar Tage ohne Menschen leben wollte, oder ein halbtotgekehrter Redakteur eines armen Blattes, der wenigstens für eine kurze Spanne Zeit hier unauffindbar zu bleiben hoffte, oder die Erzieherin in einem kinderreichen Haus, die ein bisschen Urlaub bekommen hatte, um sich von den Anstrengungen eines Familienaufenthaltes am Meer erholen zu können. Diese späten Gäste verlangten wenig von der Natur und taten ihr nichts. Sie sahen schweigend zu, wie die Blätter der Laubbäume sich bunt färbten und das mandelgrüne Schilf im Wasser gelb wurde. Und wenn der Professor verlassen am Ufer stand, während der Redakteur im schmalen Boot durch das Seerogengehölz in einen Seitenarm des Sees hineintruderte, und das Fräulein, froh, endlich einmal ohne Angst sein zu können, daß nicht einer ihrer Jünglinge ertrank, durch die glatte Wasseroberfläche schwamm, waren keinerlei störende Besichtigungen zwischen diesen Menschen. Möglicherweise, daß das Fräulein lieber mit dem Redakteur plaudern im Boot gesessen wäre, als im jetzt schon ziemlich kalten Wasser zu baden, aber das hätte doch niemand mit Bestimmtheit behaupten können.

Bis eines Tages auch diese letzten Gäste abreisten, so still, wie sie gekommen waren, ohne Winken und Rufen und Hüteschwenken.

Dann wurden die Tische, die unter den Tannen gestanden, fortgetragen, das gelüftete Bettzeug der Fremdenzimmer wurde verräumt, man sog die kleinen Schiffe ans Land und sverrte die Badehütten ab.

Der See war klar und ruhig, er war glatt und glänzend geworden wie Seide, und morgens lag ein heller, zarter Nebel über ihm. Krebs und Teichmuschel und die flinken, kleinen Fische, alle atmeten sie erleichtert auf. Nun gehörte er wieder ihnen allein, — ihr See!

In den Bauerngärten blühten die letzten Herbstblumen, die roten, weißen, gelben, violetten Astern, und auf dem Anger unter der großen, gelbgewordenen Linde spielte die Dorflugend die Spiele, die sie von den Stadtkindern gelernt hatte.

Damenregatta.

Bon Eva Leidmann.

Jeder Segler wird bestätigen, daß Segeln der interessanteste, der vornehmste, der männlichste Sport ist. Vor allen Dingen der männlichste, weil der Mann auf seiner Jacht Herr im Haus ist, während er im Haus nicht unbedingt das Steuer lenkt und gegen den Wind segelt. Mehr oder weniger sind die Damen beim Segeln nur Luxusfahrten oder aber sie müssen niedrige Dienste verrichten: Messingputzen, Geschirr spülen, vielleicht kochen, aber dies selten, — ab und zu dürfen sie dann auch Windfaden aufwickeln und bei „Klar zur Wende“ die Fockshot lösen. Bei „Fender raus“ müssen sie springen. Kurz und gut, ich spreche aus Erfahrung, wir Frauen werden gezwiebelt.

Die allbewährte und nicht zu verachtende männliche Kraft feiert beim Segelsport Triumph.

Der Vorstand unserer Seglervereinigung hatte in einer Anwandlung männlicher Größe, und nachdem ihn seine kleine Frau wochenlang in der Stille laut damit gequält hatte, die Zusage zu einer Damenregatta gegeben.

Nun ja, Damenregatta ist vielleicht und eigentlich und bei Licht betrachtet zu viel gesagt. Denn die Herren waren dabei und sie sollten uns von der nautischen Seite lernen lassen. Freilich durften sie uns mal einen Tip geben, warum auch nicht (wir geben Ihnen das ganze Jahr nichts als Tips) von wegen „an den Wind“ und „abfallen“ und uns auch eine Chance“ andeuten.

Aber es blieb ja nicht beim Tip. Da konnte man die Männer so recht lernen lernen, wie leicht sie den Kopf verloren. Wenn aus Versehen mal die „Fesen“ ein bisschen flatterten, sahnen sich meine beiden Bootsleute an den Kopf, als ob weiß Gott was passiert wäre. Kleinlich bis in die letzten Falten! „Schon wieder was verschent, es ist zum Kinder kriegen.“ Ja, solch weibliche Instinkte haben die Männer.

Der Bräutigam meiner Freundin erit! Na, die Verlobung ging ja auch nach der Preisverteilung gleich auseinander. Dieser Herr war derartig unfein, daß er seinem Fräulein Braut das Steuer aus der Hand riß, wenngleich dies streng verboten und die Fahrerin dann nicht mehr konkurrenzfähig war.

Dabei war meine Freundin vollständig im Recht. Es kam ein großer Dampfer auf sie zu und der Kapitän des Dampfers tutete dauernd, anstatt auszuweichen. Das ließ sich meine Freundin nicht gefallen. Der Kapitän konnte doch sehen, daß Regatta gesegelt wurde, und noch dazu mit Damen an der Pinne. Aber Männer pochen immer auf längst überholte Rechte, wie in den grausten Vorseiten. Meine Freundin hatte Schneid. Ihre Bekleidung konnte schreien, sich die Haare rauhen und kommandieren so viel sie wollte, die Kapitänin wandte nicht von ihrer Richtung. Sie lenkte ihr Fahrzeug wader und todesmutig unter den Bauch des aufdringlichen Riesen, — bis eben ihr Bräutigam die geschilderte Tatlosigkeit beging, ihr das Steuer aus der Hand zu reißen und sie dadurch so viel „verschent“ mußte, daß sie keinen Preis machte.

Und hinterher (von der Beobachtungsbarkasse aus wurde es festgestellt, auch unfein, Damen gegenüber) gebrauchte der Mann noch die kindliche Ausrede, daß er nur das Händchen seiner Braut streicheln wollte. — So was ist nun mit meiner Freundin nicht zu machen. „Ich hatte Wegerecht. Wo bleibt eure Logik? — Leb wohl für immer, geh an den Wind mit wem du willst . . .“ — mit diesen Worten, ruhig und bewußt gesprochen, verließ meine Freundin die reichliche Kaffeesatzel. Ich hätte genau so gehandelt.

Der Damenstart war enorm und so pünktlich! Das mußten selbst jene Herren angeben, deren „Kahn“ noch von keinem weiblichen Segelschuh betreten wurde. Aussgerechnet der Start sollte nicht klappen, wo doch das ganze weibliche Dasein ein einziger Start ist!

Durch die hektischen, unsachlichen und durchaus verwirrenden Zwischenrufe der Herren kamen natürlich ganz andere Siege heraus, als sie vorgesehen waren. Immer bekam gerade die andere, was für die „andere“ gewünscht hätte. Und die, für die die Preise eigentlich bestimmt waren, gingen leer aus.

Dann wollten die Herren ritterlich sein, immer sind sie's an der verkehrten Stelle, indem sie allen Teilnehmerinnen an der Regatta Pralinen dedizierten. Da waren nun die echten Siegerinnen mit Recht wieder beleidigt. Ein Protest jagte den anderen.

Es gingen drei Verlobungen auseinander, zwei Ehescheidungen sind in die „Wegerechte“ geleitet und die Damen untereinander sind durchweg verfeindet; was nach sich zieht, daß auch die Männer nicht mehr befreundet sein dürfen. Aber das ist nicht das schlimmste. Einschneidend ist die Damenregatta für die Herren.

Wir Frauen sind dahinter gekommen, daß wir ja auch allein segeln können. Nächstes Jahr gründen wir einen Klub und machen unsere Regatten für uns. Wenn die Herren glauben, sie könnten uns durch falsche Jurte irritieren, bleiben sie zu Hause. Sehr einfach. Gerade beim Segeln, wo es durchaus auf blitzartiges Handeln ankommt, auf schärfstes Erfassen der Sachlage, kann die Frau, wendbar wie sie von Natur ist, wohl kaum von dem schwerfälligen denkenden Mann übertragen werden. Wir werden den Herren schon zeigen, woher der Wind weht.

Am Victoria Nyanya.

Bon Dr. Otto Graah.

Die Wasukuma waren in Verzweiflung. Bis zum großen See hinauf dehnten sich die in zitternder Glut verbrannten Halden — die Feldfrucht verglühte, die Haustiere fielen entkratzt, eine schwarze Kielenaufzage lästerte auf dem Land. Wer trug die Schuld? Jeder wußte, daß der Stammesgott keine Pflicht, endlich Regen zu senden, nicht erfüllt hatte und deshalb der wohlberechtigte Zerstörung anheimgesessen war. Aber mochte diese Tat der Empörung noch so begreiflich sein, die armen Neger hatten sich doch selbst geschadet — nun besaßen sie keinen Gott mehr. Eine unauslöschliche Schande vor den Nachbarvölkern und eine gefährliche Lage, wer sollte jetzt Regen bringen? Es gab heftige Palaver. Endlich fanden

in einer samtenen Nacht auf dem Dorfplatz die Altesten der Gemeinschaft zur entscheidenden Beratung beisammen, während der Feuerdunst rostige Lichter über die ausgemergelten Gestalten der Schwarzen warf. Ein Raubzug gegen den Nachbarstamm wurde beschlossen, wenngleich man dem Zug den Namen eines Kriegszuges gab. Die jenseits der Dorfgemarkung waren glückliche Besitzer eines Gösen, der stets rechtzeitig und ergiebig Regen gespendet hatte. Doch ehe die Beratungslämmen niedersanken, stand zwischen den Alten, auf einen weißen Stab gestützt, wie eine Gespenstererscheinung eine unheimlich lange Figur. Dieses steletartige Gebilde zeigte einen völlig haarsamen Kopf und ein winziges Gesicht, dessen braun-schwarze Farbe nicht unterschieden ließ, ob es Runzeln oder Schmutzfurchen durchzogen. Es war ein Vate, den die Volksgenossen jenseits des Hügelgeländes zu den Wasutuma entsandt hatten, um ihnen freiwillig den eigenen Stammesgott anzubieten. Man hatte auf der Gegenseite schon von den Absichten der Wasutuma mukheln hören. Diese sahen betroffen auf den Heilsverkünder, dessen weitgeöffneter Mund mit den bedrohlichen zwei Zähnern etwas Unbegreifliches kundgab. Welcher Stamm gab ohne Zwang keinen Gott her?

Das Rätsel löste sich. Die Wanyamwesi, denen der Vate zugehörte, hatten beschlossen, sich andere Wohnstätte zu suchen. Da konnten sie ihren alten Gott, so tüchtig er sich erwiesen hatte, nicht brauchen, mussten vielmehr erst sehen, welchen Gott sie sich für die neuen Wohnorte schaffen könnten. Der bisherige hätte sich die Wegbringung auch nicht gefallen lassen, sondern sicherlich sich gegen diese Zumutung durch Weigerung jeder Hilfe gewehrt. So war beiden Teilen geholfen und der Kriegszug überflüssig geworden.

Unter donnerndem Tonen der großen Kriegstrommel holte die ganze Dorfgemeinschaft andern Tags den fremden Gösen heim, der mit vergnügt-verzerrtem Holzgesicht von hoher Stange die neuen Untertanen betrachtete. Dort, wo der Eucalyptusstreif den Wald besäumte, thronte der ur-ewige Baum, der auch den Regierungssitz des abgesetzten Gottes gebildet hatte. Mit Feierlichkeit wurde der neue Hirte der Gemeinde am großen wahren Rechte bestätigt und am Fuß des Riesen ein loderndes Freuden- und Verehrungsfeuer entfacht. Nachdem der weihevollen Begrüßungstanz des freien Wotimu, des Schamanen des Stammes, beendet war, begann das Festmahl, bei welchem der Gott mit nichts vergessen wurde. Im Gegenteil legte man ihm die saftigsten Fleischstücke vor. Nach Stunden — denn selbst ein Negermagazin hat keine unbegrenzte Aufnahmefähigkeit — stolperten, vom überreichen Mahl beschwert, die Teilnehmer der Festlichkeit, bei der ausnahmsweise auch die Weiblichkeit sich beteiligen durfte, mühsam an den Baum, um dem göttlichen Stammesherrn ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Aber diesen Dankzug unterbrach ein Schredensschrei: war es, dass die Gottheit allzu mangelhaft bestellt war, oder hatten die Flammenzungen zu hoch gelehnt — genug, das Götterbild stürzte in das hochprasselnde Feuer. Die Versuche, das kostbare Gut zu retten, trugen den schwarzen Helden außer tüchtigen Kopzusammenstößen lediglich Brandwunden ein, während der flammenumleckte Gott in der Tiefe des mächtigen Feuerherdes der Bemübung seiner Getreuen feixend zu spotten schien. Da sprang der blatternarbengezeichnete Zauberer des Stammes, Wotimu, vor und schleuste mit wedelnden Armen die Aufgeriegten in die Hütten zurück, damit ihnen der sterbende Gott nicht aus Rache ein Unheil zufüge. Die furchtbebenden Schwarzen verhielten sich tagelang sittern und taurin in den Behausungen — nur dumpe Klagerufe quollten heraus. Nun war das Unheil besiegt. Aber wieder war es der Zauberer, der Trost und Rat schuf. Was war einfacher und besser, als dass die Dorfinsassen allmählich die Asche des göttlesselbstlichen Feuers verzehrten? Hatte sich doch die Asche des Heiligums mit den Feuerresten vermisch — und ging nicht auf diese Weise der Gott in seiner Weisheit in seine Gläubigen ein? Und ein Gewimmel der schrecklichen Gestalten drängte sich um die alte Brandstätte — jeder voll Beeiferung, der köstlichen Speise sich zu versichern.

Gähnend, so dass das Raubtiergebiss weit klaffte, betrat der alte Zauberer des nächsten Abends seine Hütte und grinste, als der Mond mit goldenen Fingern über sein Lager und die auf demselben ruhende, allerdings angelohte Figur des Gottes strich. Ja, nicht umsonst war er den stumpfen Volksgenossen überlegen. Keiner hatte im Wirrwarr des Schredens beobachtet, dass Wotimu mit schnellem Fußstoß den Gott aus dem Feuerbereich in das dunkle Unterholz geschleudert hatte, von wo er ihn in der Nachtstille hervorholte. Was war er doch für ein mächtiger Mann! War sein Ansehen bisher schon groß — so besaß er nun einen Gott ganz allein für sich, der nicht schwer vor den Dorfbewohnern zu verbergen war. Und beide, der Zauberer und der Gott, grinsten einander verstehend an.

„Sie meint es ja so gut“.

Bon Elisabeth Thommen.

Alfred spricht durchs Telefon: „Nein, bitte, liebe Freundin, seien Sie nicht böse, aber ich kann nicht, ich kann einfach nicht. — Wie? nur ein kleines Essen? Nicht viel Leute? — Ganz gleichgültig, es ist mir unmöglich. Mir ist nicht gut. — Ja, nicht gut! Gestern war ich doch bei Ihrer Bekannten eingeladen. Ja, bei Mimi! Sie wissen doch, wie es dort ausgeht? Nein, nicht? Ich will Ihnen rasch erzählen... Nachher muss ich mich wieder hinlegen. Ich bin total.“

„Also, ich war bei ihr zum Nachessen. Es ist ja sonst so hübsch dort, und sie meint es so gut... Sie schöpft mir die Suppe.“

„Bitte, nicht viel, ich esse sehr wenig“, bemerkte ich.

„Doch, doch, doch“, sagt sie eifrig, „Sie müssen Suppe essen. Suppe ist gesund. Und es hat ja keine Trüffeln drin!“

Und sie füllt den Teller bis zum Rand...

Sie meint es ja so gut, denke ich, und löffle die Suppe ergeben aus. Aber mein Appetit ist schon beinahe gestillt, meine Stimmung beeinträchtigt. Kommt der Fleischgang. „Bitte, nur ein Stück. Ich esse selten Fleisch!“ — „Was, wenig Fleisch — wo ich doch den Braten mit so feinem Speck gekostet habe. Nein, nein, diese zwei kleinen Stücklein müssen Sie nehmen — sehen Sie, es ist ja nicht der Mühe wert!“ Und sie bekränzt meinen Teller mit zwei ungeheuren Fleischschnitten, die zu verschlingen einem Raubtier sicher ein Vergnügen wären. Aber wer die Schlachthäuser in Chicago gesehen hat — nun ja!

Sie meint es ja so gut, denke ich, mich selber beruhigend, und strenge mein Gebiss an, um das Fleisch, die Kartoffeln, das Gemüse zu vertilgen.

Mein Weinglas ist zur Hälfte geleert. Sie will mir einschenken. „Bitte, lieber etwas Wasser, wenn ich Wein trinke, fühle ich mich morgens nicht frisch zur Arbeit, mein Magen...“ Aber sie lacht: „Wo ich doch extra eine Flasche Boeujolais aus dem Keller holte! Ein rechter Mann kann einen rechten Schlund vertragen.“

Und sie füllt mein Glas, und ich denke: „Sie meint es ja so gut, aber es ist ein böser Wein, den ich da trinke, und kaum kann ich mich mehr bezähmen.“

Lassen Sie mich schweigen von allen übrigen Hängen. Ich bin halbtot vor Eßen und Ärger, fühle mich total verewigt, in jeder Beziehung unfrei, beherrscht von der unüberwindlichen Machtshäre einer Hausfrau...

Sie meint es ja so gut, sie meint es ja so gut, rede ich mir ständig zu.

Soväter serviert man Kaffee. Ich liebe Kaffee am meisten, wenn er kalt ist. So lasse ich meine Tasse stehen. Wie ich mich freue, sobald er gefühlt ist, den beruhigenden Trunk hinunterzuschütten! Aber da steht die Entzückende schon wieder mit der Kaffeekanne. „Gott, Ihr Kaffee ist ja ganz kalt.“ Schwacher Einwand meinerseits: „Ich trinke Kaffee am liebsten kalt, bitte keinen neuen.“ — „Wie, kalt? Nein, nein, das gibt es nicht bei mir, dass Sie so schlechten Kaffee trinken müssen, in gar keinem Fall.“ Und schon schenkt sie mir glühendheißen, sie meint es ja.

„Rein, zum Donner, sage ich mir plötzlich, sie meint es nicht gut. Beleidigende Worte möchten sich aus meinem Mund stürzen. Aber da sehe ich mir gegenüber die hilflosen Augen meines Freundes K. Ihm zuliebe hämmere ich mir noch einmal das Sprüchlein ein: Sie meint es ja so gut, sie meint es ja so gut! Wie eine Couesche Beschwörungsformel wiederhole ich es, ein-, zwei-, viermal, bis es wirkt, bis ich mich scheinbar gelassen erheben und mich verabschieden kann. Ich habe noch eine Sitzung, sage ich, und mache es durch meine ruhige Sicherheit möglich, trotz allen Protesten der betrübten Hausfrau bis in den Korridor zu gelangen. Dort eine letzte Attacke. „Gott, es regnet, Sie müssen einen Schirm mitnehmen.“ — „Nein, es ist nicht nötig, ich habe einen federleichten und undurchdringlichen Mantel an.“ — „Doch, doch, doch, doch! Sie müssen einen Schirm haben. Unbedingt! Sie könnten sich erfricken. Nein, ohne Schirm lasse ich Sie keinesfalls weg von mir.“

Und sie hängt mir einen Seidenen an den Arm.

Mein Mund dankt, meine Gedanken fluchen. Sie wissen ja, wie herrlich unbeschwert ich fluchen kann? Den Schirm stelle ich unten im Gang in eine Ecke.

Meint es ja so gut, meint es ja so gut, höhnte ich mich selber. Ach ja, schweigen Sie, ich weiß ja schon, Mimi ist die liebenswürdigste Frau, die es gibt. Aber das nützt mir im Augenblick sehr wenig. Ich habe furchterlich Magenweh. Ich muss nun wirklich abbrechen. Also, leben Sie wohl. Ein andermal gern. Aber bloß, wenn Sie es nicht so gut mit mir meinen wie Mimi...“